

Am Grab eines Kindes

Im Haus breitete sich Trauer aus; alle Herzen waren von Schmerz erfüllt. Das jüngste Kind, ein vierjähriger Knabe, der einzige Sohn, die Freude und Hoffnung der Eltern, war gestorben. Zwar blieben ihnen noch zwei Töchter – die ältere sollte in diesem Jahr konfirmiert werden –, brave, gute Mädchen, doch das verstorbene Kind erscheint immer als das teuerste, und dieses war zudem das jüngste und obendrein ein Sohn. Ja, eine schwere Prüfung war den Eltern auferlegt worden. Die Schwestern trauerten, wie es junge Herzen nun einmal tun, hauptsächlich beim Anblick des Leids der Eltern; der Vater war betrübt, doch die Mutter war ganz von Kummer niedergeschmettert. Tag und Nacht pflegte sie das kranke Kind, hegte es, hob es empor und trug es auf ihren Armen; litt doch ihr eigenes Fleisch und Blut, ein Teil ihrer selbst! Sie konnte sich nicht vorstellen, dass ihr Kind sterben würde, dass man es in einen Sarg legen und in die Erde betten würde! Gott könne ihr das Kind nicht nehmen, dachte sie, und als es dennoch geschah, rief sie in einem Anfall schmerzlicher Verzweiflung aus:

„Gott weiß nichts davon! Er hat herzlose Diener hier auf Erden. Sie tun, was sie wollen, ohne auf die Bitten einer Mutter zu hören!“

In ihrer Verzweiflung wandte sie sich von Gott ab, und düstere Gedanken bemächtigten ihrer Seele, Gedanken an den ewigen Tod, die ihr einflüsterten, der Mensch werde zu Staub im Staube, und damit sei alles zu Ende. Von solchen Gedanken überwältigt, verlor sie jeden Halt und versank immer tiefer in den düsteren Abgrund der Verzweiflung.

In diesen schweren Stunden flossen keine Tränen mehr. Sie dachte nicht länger an ihre jungen Töchter; die Tränen ihres Mannes fielen auf ihre Stirn, doch sie nahm sie nicht wahr. All ihre Gedanken galten dem verstorbenen Kind, sie lebte nur noch in Erinnerungen an es und bemühte sich, jedes seiner unschuldigen Kinderworte ins Gedächtnis zurückzurufen.

Der Tag der Beerdigung brach an; mehrere Nächte zuvor hatte die Mutter nicht geschlafen, und am Morgen übermannte sie die Erschöpfung – sie sank in Schlaf. In dieser Zeit wurde der Sarg in einen entfernten Raum getragen, damit die Mutter das Hämmern nicht hörte, als man den Deckel vernagelte.

Als sie erwachte, wollte die Mutter das Kind erneut sehen, doch der Mann sagte unter Tränen zu ihr:

„Wir haben den Deckel vernagelt: es war Zeit.“

„Wenn Gott so grausam gegen mich ist“, sprach sie, „was soll man dann von den Menschen erwarten!“ Und sie brach in Tränen aus.

Der Sarg wurde ins Grab gesenkt; die untröstliche Mutter saß bei ihren Töchtern und blickte sie an, ohne sie zu sehen; ihre Gedanken wandten sich von der Familie, vom Hause ab; sie ergab sich dem Schmerz und wurde zu seinem Spielzeug, wie ein Schiff ohne Steuer und Segel zum Spielzeug der Wellen wird. So verging der Tag der Beerdigung, und danach floßen eintönige, schwere, traurige Tage dahin. Mit tränenüberströmten Augen blickten die Hausgenossen traurig auf die Mutter; sie hörte nicht auf ihre Trostworte, und welchen Trost hätten sie ihr auch bieten können – sie selbst waren ja in solchem Leid gefangen.

Der Schlaf schien sie gänzlich verlassen zu haben, und doch hätte nur er ihr den besten Dienst erweisen können, indem er den Körper stärkte und die Seele beruhigte. Die Hausgenossen drängten sie, sich niederzulegen; sie gehorchte und lag still da, als schlief sie. Doch eines Nachts lauschte der Mann ihrem Atem, und es dünkte ihm, sie habe endlich Ruhe und Erleichterung im Schlaf gefunden. Andächtig faltete er die Hände, betete und entschlief bald selbst in gesundem, festem Schlummer. Er hörte nicht, wie sie sich erhob, ein Kleid überwarf und leise das Haus verließ, um dorthin zu gehen, wohin ihre Gedanken Tag und Nacht sie zogen – zum Grab ihres Kindes. Sie schritt durch den Garten, der ans Haus grenzte, hinaus aufs Feld und bog auf einen Pfad ein, der aus der Stadt hinaus zum Friedhof führte. Niemand sah sie, und sie sah niemanden.

Es war eine wunderbare, klare Sternennacht. Die Luft war noch so mild, denn der September hatte eben erst begonnen. Die Mutter betrat den Friedhof und blieb vor dem Grab stehen, das eher einem großen Strauß duftender Blumen glich. Auf die Knie sinkend, neigte sie ihr Gesicht zur Erde, als hoffe sie, durch die dicke Erdschicht hindurch ihren Knaben zu erblicken. Wie lebendig erinnerte sie sich seines Lächelns, des liebevollen Ausdrucks seiner Augen! Sie waren dieselben geblieben, selbst auf dem Krankenlager! Niemals würde sie sie vergessen! Wie viel sagte sein Blick, wenn sie sich zu ihm herabbeugte und seine Hand nahm, die er selbst nicht mehr zu heben vermochte! Und so wie sie einst neben seinem Bettchen gesessen hatte, saß sie nun an seinem Grab! Doch jetzt konnte sie ihren Tränen freien Lauf lassen, und sie strömten wie ein Bach auf das Grab hinab.

„Willst du hinab zu deinem Kind?“ erklang eine Stimme nahe bei ihr. Sie klang so klar und hallte so tief in ihrem Herzen wider. Sie blickte sich um; neben ihr stand eine menschliche Gestalt, eingehüllt in einen langen schwarzen Mantel mit einer Kapuze auf dem Haupt. Sie sah ihr ins Gesicht: es war ernst, doch flößte es Vertrauen ein, die Augen glühten von reinem jugendlichem Feuer.

„Zu meinem Kind!“ wiederholte die Mutter in verzweifelter Bitte.

„Wirst du es wagen, mir zu folgen?“ fragte die Erscheinung. „Ich bin der Tod!“

Die Mutter nickte bejahend. Im selben Augenblick dünkte es ihr, als flamme jeder Stern über ihr auf wie ein voller Mond und erleuchte einen bunten Blument Teppich auf dem Grab; dann senkte sich die Erdschicht sanft unter ihr herab, gleich einem im Winde wehenden Tuch, und sie begann, in die Erde hinabzusinken. Die Erscheinung hüllte sie in ihren schwarzen Mantel, und ringsum breitete sich grabesdunkle Finsternis aus. Die Mutter sank tiefer hinab, als je ein Totengräberspaten dringt; der Friedhof legte sich wie ein Dach über ihr Haupt.

Der Mantel wich zur Seite. Die Mutter befand sich in einem gewaltigen, freundlichen Saal. Hier herrschte ein Halbdunkel, doch im selben Augenblick empfand sie, dass sie ihr Kind an ihr Herz presste. Es lächelte sie an, strahlend von einer neuen, ihr unbekannten Schönheit; sie schrie auf, doch ihr Schrei war nicht zu hören: neben ihr, bald sich entfernend, bald sich nähernd, erklang wunderbare Musik. Nie in ihrem Leben hatte sie solche göttlichen Klänge vernommen; sie drangen hinter einem schwarzen, dichten Vorhang hervor, der diesen Saal vom großen Lande der Ewigkeit trennte.

„Mütterchen! Mein liebes Mütterchen!“ hörte sie die Stimme ihres Kindes. Es war seine liebe, ihr vertraute Stimme! Ein Kuss folgte dem anderen; die Mutter wusste sich vor Freude kaum zu fassen, doch das Kind deutete auf den schwarzen Vorhang.

„Wie wunderbar es dort ist! Nicht so wie auf Erden! Siehst du, Mama? Siehst du sie alle, die Seligen?“

Und die Mutter blickte dorthin, wohin das Kind zeigte, doch sie sah nichts als schwarze Finsternis; denn sie schaute mit leiblichen Augen, nicht so wie das Kind, das Gott zu Sich gerufen hatte. Die Mutter hörte die Klänge, doch sie vermochte die Worte nicht zu verstehen, die ihr den Glauben hätten zurückgeben können.

„Jetzt kann ich fliegen, Mama!“, sagte das Kind. „Ich kann zusammen mit anderen guten Kindern direkt zu Gott fliegen! Ich möchte sehr gern zu Ihm fliegen, doch wenn du so weinst, kann ich dich nicht verlassen! Und ich möchte doch so gern! Darf ich nicht? Du wirst ja selbst bald zu mir kommen, Mütterchen!“

„O bleib, bleib noch bei mir!“, flehte sie. „Nur noch ein Moment! Lass mich dich noch einmal ansehen, dich küssen, an mein Herz drücken!“

Und sie presste es fest an sich und überschüttete es mit Küssen. Da rief plötzlich jemand von oben ihren Namen; klagend klang der Ruf. Wer mochte sie rufen?

„Hörst du?“, sagte das Kind. „Das ist Papa, der dich ruft!“

Nach wenigen Sekunden vernahm man tiefe Seufzer, als schluchzten Kinder.

„Das sind die Schwestern, die weinen!“, sagte das Kind. „Mama, du hast sie doch nicht vergessen!“

Sie erinnerte sich derer, die sie auf Erden zurückgelassen hatte, und Entsetzen ergriff sie; sie begann aufmerksam in die vorüberziehenden Schatten zu spähen, und es dünkte sie, einige zu erkennen. Sie flogen durch den Saal des Todes und verschwanden hinter dem schwarzen Vorhang. Was, wenn sie hier auch ihren Mann und ihre Töchter sähe? Nein, ihre Rufe und Seufzer erschollen noch dort oben. Fast hätte sie sie ganz um des Verstorbenen willen vergessen!

„Mama, die himmlischen Glocken läuten! Mama, die Sonne geht auf!“, sagte das Kind.

Ein blendender Strom von Licht ergoss sich ihr entgegen, das Kind verschwand, und sie erhob sich empor... Kälte umfing sie, sie hob den Kopf und sah, dass sie auf dem Friedhof lag, auf dem Grab ihres Kindes: Gott hatte ihr im Traum Trost und Stütze gesandt, ihren Verstand erleuchtet. Sie fiel auf die Knie und sprach:

„Vergib mir, Herr, dass ich den Flug der unsterblichen Seele aufhalten wollte, dass ich meine Pflicht gegenüber den Lebenden vergaß, die Pflicht, die Du mir auferlegt hast!“

Das Gebet erleichterte ihre Seele. Und siehe, die Sonne ging auf, über ihrem Haupt sang ein Vöglein, die Glocken läuteten zur Frühmesse... Wie wunderbar ward es ringsum! Und heiliger Friede kehrte in ihre Seele ein. Sie erkannte Gott und ihre Pflicht und eilte heim. Dort beugte sie sich über ihren Mann, weckte ihn mit einem heißen Kuss, und aus ihrem Munde strömten warme, herzliche Worte, voll Mut und Trost. Sie, wie es einer mutigen und starkgesinnten Gattin geziemt, öffnete für ihn in ihrem

das Herz eine Quelle des Trostes.

„Gottes Wille lenkt alles zum Besten!“

Und ihr Mann fragte sie:

— Wo hast du diese Kraft des Trostes geschöpft?

Sie küsste ihn, küsste ihre Töchter und antwortete:

— Gott hat sie mir am Grab meines Kindes gesandt!

